

Christian Fleck

Für eine soziologische Geschichte der Soziologie

Eine in der Soziologie weit verbreitete rhetorische Figur handelt von ihrem Nutzen (alternativ auch: Relevanz, Bedeutung, Funktion, Auftrag) für die Gesellschaft. Als Lehrer werden wir nicht müde, jeder neuen Kohorte von Lehrlingen zu erklären, dass uns die Gesellschaft braucht; in der Rolle des öffentlichen Wissenschaftlers – also in der Position, in der wir uns an das Publikum oder die Entscheidungsträger wenden – unterstreichen wir die Bedeutung dessen, was wir tun, und mehr noch dessen, was wir (künftig noch) herausfinden (werden); als gewählte Funktionäre professioneller Organisationen weisen wir in Rechenschaftsberichten die Erfolge aus und bedauern öfter das Scheitern. Weil wir diese Haltung auch dann noch einnehmen, wenn wir unter uns sind, wird man annehmen müssen, dass wir an die Botschaft glauben, dass sie tief in unserem Kollektivbewusstsein verankert ist. Damit können wir uns zumindest das Fehlen von Zynismus oder Doppelmoral zugute halten – ob wir einer Selbsttäuschung unterliegen, steht auf einem anderen Blatt.

Die Rede vom Nutzen der Soziologie für die Gesellschaft tritt regelmäßig in Verbindung mit der Idee auf, die anderen, die Gesellschaft, würden uns brauchen, sie hätten soziologische Aufklärung nötig und zumindest ihre aufgeklärteren Mitglieder wüssten darum. Diese Vorstellung nenne ich das Nachfragemodell: Kunden verspüren einen Mangel an Wissen, Einsicht oder Durchblick und wenden sich an diejenigen, denen sie zutrauen, ihr Bedürfnis zu befriedigen. Wenn unter Ideologie die legitimierende Deutung von Interessenlagen verstanden wird, dann handelt es sich beim Nachfragemodell um einen klaren Fall einer Berufsideologie. Ihr Nutzen für die Mitglieder der Zunft liegt auf der Hand: Was wir tun, tun wir für andere. Professioneller Altruismus schmeichelt nicht nur jenen, die ihn haben, er macht sich auch unmittelbar bezahlt. Es liegt im wohlverstandenen Eigeninteresse der Profession, den Glauben an die eigene Mission am Leben zu erhalten und die anderen davon zu überzeugen.¹

In diesem Punkt unterscheiden sich Soziologen nicht von anderen Berufsgruppen, prestigeträchtigen und weniger angesehen: Auch Journalisten meinen, sie dienen dem Informations- und Unterhaltungsbedürfnis von Lesern

und Sehern, Putzfrauen ziehen das geringe Selbstwertgefühl, das ihr anstrengender Beruf offeriert, daraus, dass die „Herrschaften“ mit der von ihr erbrachten Leistung zufrieden sind. Ebenso wie die Ärzte von den Kranken, die ihre Ordination aufsuchen, um geheilt zu werden, hintennach nicht nur ein Honorar erhalten, sondern gelegentlich auch noch ein Geschenk überreicht bekommen, werden Flugzeugpiloten nach der Landung von den erleichterten Passagieren mit Applaus bedankt. Worin besteht bei Soziologen das Analogon zum Applaus, Honorar oder Prestige? Klagen wir nicht regelmäßig darüber, dass das Publikum – oder genauer derjenige Teil, der sich dazu äußert – sich zu Unrecht über das Soziologenchinesisch mokiert, unsere Statistiken für unglaubwürdig hält, weil es dem oft zitierten Bonmot folgt, man traue nur den Zahlen, die man selbst gefälscht habe? Ärgert es uns nicht oft, dass die nach großen Anstrengungen vorgelegten Erkenntnisse achselzuckend mit „no na“ kommentiert werden – was im Englischen nobler als „truism“ ausgedrückt werden kann? Und dass uns erst jüngst vorgehalten werden konnte, wir hätten die Revolution in Osteuropa nicht vorhergesehen, stärkt unser Selbstbewusstsein auch nicht gerade. Wenn der Nutzen, der uns so wichtig ist, von den anderen nicht ausreichend gewürdigt wird, reagieren wir darauf mit verstärkten Bemühungen um die Aufklärung jener, die sich noch unwillig zeigen, sich von Soziologen aufklären zu lassen.

Die Rede vom Nutzen der Soziologie ist eine Selbsttäuschung, eine Ideologie im Sinne des falschen Bewusstseins, das ein unzutreffendes Bild der Verhältnisse produziert. – Sie ist das Opium der Soziologen.

Als Beweis diene eine relativ einfache Überlegung: Wenn jemand etwas Nützliches tut, dann passieren auch Fehler, dann verfehlt man das nützliche Ziel gelegentlich und richtet einen Schaden an. Ein nicht beabsichtigter Nebeneffekt des Strebens nach Nutzen ist der gelegentlich auftretende Schaden. Um das für zutreffend zu halten, muss man gar nicht Murphy's Law bemühen. Wer Nutzen stiften will, schafft es gelegentlich nur, Schaden anzurichten, das eine impliziert das andere. Die zweifelsfrei nützliche Medizin hat in ihrer bisherigen Geschichte ebenso zweifelsfrei Schaden produziert; einen Schaden, der nicht aus der unsachgemäßen Handhabung durch ein minderbemitteltes oder fahrlässig agierendes Zunftmitglied resultierte, sondern der aus einer falschen „Theorie“, aus einer sich erst später als falsch herausstellenden kollektiv geteilten Ansicht notwendig folgt.

Definitionsgemäß waren und sind diese Schäden im Bereich der angewandten Medizin größer als im Grundlagenbereich (Silikonimplantate, Contergan), doch in beiden lässt sich zeigen, dass Kausalannahmen falsch waren oder Faktoren übersehen wurden, dass der Geltungsbereich überzogen war etc. Schadensfälle lassen sich auch in der Psychologie und Psychotherapie (der

Mesmerismus des 19. Jahrhunderts, Bruno Bettelheims Erklärung der Wurzeln des Autismus in der Gefühlskälte der Mütter), der Biologie (die als Kranio-metrie bekannt gewordene Schädelvermesserei, an der sich auch Charles Darwin beteiligte; DDT), ja auch der Ökonomie finden (Malthus, in anderen Fällen ist die Frage, ob es ein Schaden war, umstrittener, aber gute Kandidaten sind die Theorie ausgeglichener Staatshaushalte in den 30er Jahren, die natürliche Arbeitslosenrate, die Laffer Kurve der angebotsorientierten Nationalökonomien der jüngsten Vergangenheit). Sie sind in der wissenschaftskritischen Literatur dokumentiert. All diese Schäden traten ein, weil die zugrunde liegende Quasi-Theorie von vielen Wissenschaftlern geglaubt wurde oder deren Glaube von ihren Kollegen toleriert wurde, ihre Prognosen sozial wirksam wurden und sich später herausstellte, dass die Grundlagen falsch waren.

In den letzten zwei Jahrhunderten lässt sich dagegen – so meine Hypothese – kein Schaden finden, der seinen Ausgangspunkt in der Soziologie hatte. Die einschränkende Qualifizierung „Ausgangspunkt“ ist nötig, weil die Soziologen der Vergangenheit, wie die der Gegenwart, die kulturell dominanten, sich später als falsch herausstellenden „Theorien“ meist teilten, aber sie waren nie deren Urheber. Mit Hilfe dieser Einschränkung kann man alle Fälle, in denen Leitideen aus anderen Disziplinen in die Soziologie hineingetragen wurden, als mittelbare Schadensfälle klassifizieren (paradigmatisch hierfür ist der Sozialdarwinismus). Ähnliches gilt für politische Ideologien, die zu teilen Soziologen bekanntlich nie müde waren und sind, die aber nie professionelle Soziologen zu Urhebern hatten; der Zusatz „professionelle“ kann die Frage ausklammern, welchen genetischen Anteil Marx an der späteren Entwicklung der von ihm mitgeschaffenen Ideologie hatte.² Das Mitläufertum von Soziologen gilt mir nicht als Schadensfall, weil ja in allen bekannten Fällen Soziologen sich neben Altphilologen, Medizinern usw. unter den Bannern welcher Partei auch immer einfanden.

Wenn es sich als richtig herausstellen sollte, dass die Geschichte der Soziologie bislang keine Schadensfälle zu verzeichnen hat,³ dann sehe ich mich bestärkt darin, die Behauptung aufrecht zu halten, die Soziologie habe keinen Nutzen für die Gesellschaft. Vielmehr nutze sie diese und deren Ressourcen für die Aufrechterhaltung und Erweiterung ihres eigenen Betriebs. Die Konsequenzen für das professionelle Selbstbild lägen auf der Hand, brauchen hier aber nicht weiter untersucht zu werden (nicht zuletzt weil ich nicht glaube, dass meine These so schnell Anerkennung und Verbreitung finden wird). Mir dient die These dazu, zu zeigen, dass es realistischer ist, ein Angebotsmodell soziologischen Wissens zu vertreten: Soziologen schaffen sich die Nachfrage nach ihren Produkten, werben Mittel ein und versprechen den zur Nachfrage Überredeten etwas, was sie dann gelegentlich auch in versprochener Qualität liefern.

Würde man bei der Betrachtung der Tätigkeit der Soziologen von deren habitualisierter Bindung an Nachfrage und Nutzen absehen und für den argumentativen Augenblick annehmen, es gäbe keine (induzierte) Nachfrage nach ihren Befunden, landete man bei einer autonomen Wissenschaft, einem höchst unpraktischen Unternehmen, das sich (abgesehen von der Ausbildung einiger Studenten) nicht durch die Erbringung von Dienstleistungen an die Gesellschaft legitimieren kann. Diese Soziologie im Elfenbeinturm sähe sich einigen Schwierigkeiten gegenüber, so mutmaßlich einer Verringerung der ihr zur Verfügung stehenden Forschungsmittel, beispielsweise einem Legitimationsloch ähnlich dem der sich heute Kulturwissenschaften nennenden Geisteswissenschaften und vor die Notwendigkeit gestellt, ihr Tun internalistischen Qualitätskriterien zu unterwerfen. Eine derartige Soziologie würde über kurz oder lang andere Persönlichkeitstypen anziehen, andere Themen für erforschenswert halten und eine andere kognitive Gestalt annehmen – sie könnte immer noch Soziologie sein, eine Lehre, die „das Leben, das wir führen, unter der Annahme analysier(t), es werde von Faktoren bestimmt, die in der Vergesellschaftung des Menschen ihren Ursprung haben.“ (Lepsius 1998, 209) Wer an dieser Soziologie Interesse hätte, könnte sie erlernen, ihre Bücher und Aufsätze lesen, sich ihre Resultate popularisieren lassen, er würde aber nicht mehr mit dem unrealistischen Versprechen behelligt, das alles sei praktisch von Bedeutung.

Diese Überlegungen vorangestellt, kann ich mich nun der eigentlichen Frage dieses Aufsatzes zuwenden, nämlich der nach dem Angebot, das eine soziologische Geschichtsschreibung der Soziologie (künftig kurz SGS) dieser selbst zu machen imstande ist, und den Voraussetzungen, die dieses Unterfangen erfüllen muss. In Abwandlung der oben zitierten Vorstellung von Soziologie könnte eine Definition von SGS lauten: Sie analysiert die Entwicklung der Soziologie unter der Annahme, diese sei von Faktoren bestimmt worden, die in der Vergesellschaftung ihrer Mitglieder ihren Ursprung haben, und diese Faktoren ließen sich mit den Methoden, die die Soziologie bislang hervorgebracht hat, analysieren. Am Beginn steht also die Einsicht, dass eine SGS, jenseits der Lieferung von Material für eine disziplinäre Selbstreflexion, ein ziemlich nutzloses Ding ist. Sie wird nicht nachgefragt, sie wird allenfalls toleriert, sie wird nicht gefördert, sondern bestenfalls hingenommen – sie ist kein Bestandteil des disziplinären Selbstverständnisses.

Bevor wir darauf zu sprechen kommen können, welche Angebote eine SGS habe, muss die Frage erörtert werden, ob es sie überhaupt schon gibt. Geschichten der Soziologie (GS)⁴ gibt es nämlich seit dem Beginn der Soziologie. Dieser etwas skurrile Befund – man denke bloß an irgend eine andere soziale Entität, die in Kindesjahren ihre Geschichte zu schreiben beginnt – verweist

auf die damalige disziplinäre Labilität der Soziologie. Offenkundig musste die konstruierte (Vor-)Geschichte als Legitimation des künftigen Treibens der neuen Soziologen dienen. Ludwig Gumplowicz, der von sich selbst behauptet, 1885 das erste deutschsprachige Buch, das „Soziologie“ im Titel trug, veröffentlicht zu haben, brachte zwanzig Jahre später als „Geschichte der Staatstheorien“ (Gumplowicz 1926b) eine GS heraus, die er bei Hammurabi beginnen und bei seinen Zeitgenossen Lester Ward, Friedrich Ratzel und Gustav Ratzenhofer enden lässt. Gumplowicz ist nicht der einzige frühe Soziologe, der eine GS verfasste.⁵ Im deutschen Sprachraum ist er es, der in der Soziologie die präsentistische Geschichtsschreibung inauguriert: Der Blick zurück dient der Gegenwart und Zukunft.⁶

GS dienen einem angebbaren Zweck, sie wollen etwas Bestimmtes: Der nach hinten weit ausholende Überblick soll der fragilen, eben erst entstehenden Disziplin zur Anerkennung verhelfen. Ihre Verfasser zeigen, welchen Nutzen die Menschheit daraus ziehen hätte können, wenn eine soziologische Deutung schon früher nachgefragt worden wäre. Jetzt, im Augenblick, in dem der Verfasser der GS wirkt, sollte die Chance ergriffen werden.⁷ Von den Mängeln, die dem Präsentismus immer schon vorgehalten wurden, nämlich die Vergangenheit in den Dienst der Gegenwart zu zwingen und damit zu verbiegen, muss einer besonders akzentuiert werden: Präsentistische GS wirken dabei mit, ein kontinuierliches Bild der Entwicklung der Disziplin zu zeichnen. Sie betonen die Gerichtetheit der historischen Entwicklung, an deren jeweiligem Ende – dem Höhepunkt – der Verfasser oder, wenn der Autor zu den Bescheideneren gehörte, auch seine Zeitgenossen stehen.

Im Unterschied zu anderen Sozialwissenschaften errangen GS nie eine sehr prominente Rolle.⁸ Ungleich der ökonomischen Dogmengeschichte oder der Geschichte der Psychologie gelang den Proponenten der GS der Schritt zur Institutionalisierung nicht. GS blieben Dekor und wurden weder integraler Bestandteil des Curriculums noch des disziplinären Selbstverständnisses. Ein Blick auf institutionelle Gegebenheiten kann das unterstreichen: Zeitschriften, die der Vergangenheit des Faches gewidmet sind, sind rar oder betten die Soziologie in breitere Disziplin-konstellationen ein, innerhalb derer sie dann zumeist nur selten behandelt werden;⁹ Sektionen für die Geschichte der Soziologie fehlen oder sind von geringer Bedeutung;¹⁰ es gibt keine internationalen Vereinigungen, die sich der Geschichte der Soziologie widmen;¹¹ eine systematische Ausbildung von Studenten in diesem Spezialgebiet ist mir nicht bekannt.¹²

GS standen und stehen in Konkurrenz zum Feld der soziologischen Theorie, Überlappungen zwischen und Gleichsetzung der beiden sind die Regel. Diese Besonderheit der Soziologie wurde schon verschiedentlich kritisch vermerkt.

(Merton 1967, Merton 1981a) Die Beiträge von Marx, Durkheim, Weber, Simmel, Cooley, Mead etc. sind in der Soziologie viel gegenwärtiger als beispielsweise ebenso alte Autoren der Ökonomie, der Psychologie oder Anthropologie. Da Arbeiten, die zur Theorie gezählt werden können, offenkundig reputierlicher sind und da Interpretationen und Reinterpretationen älterer Theoretiker für Beiträge zur aktuellen Theoriedebatte gehalten werden, kann man bei oberflächlicher Betrachtung der soziologischen Produktion den Eindruck gewinnen, die Geschichte des Faches sei gut erschlossen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. In der Geschichtswissenschaft ist eine Historie, die sich auf die großen Männer und großen Taten beschränkt, nicht mehr konsensfähig; in den Wissenschaftsgeschichten einiger Disziplinen herrscht hingegen immer noch ein derartiger Bias (neben der Soziologie ist hier vor allem die Philosophie zu nennen, aber auch die Ökonomie; im geringeren Umfang herrscht die Tendenz, nur große Männer zu beachten, in der Psychologie und Anthropologie). Woher kommt diese zutiefst unsoziologische Betrachtungsweise der vergangenen Soziologie? Warum beschäftigt sich die Literatursoziologie seit langem auch mit der Analyse von Massenware? Warum käme kein Wertwandelforscher auf die Idee, sich mit den Wertbekundungen der Elite zu begnügen? Mit einem Wort, warum bleiben in den GS basale Konzepte der Disziplin unberücksichtigt? Phänomene der sozialen Schichtung und sozialen Schließung, Interessenslagen, die Berücksichtigung makrosozialer und -politischer Kontexte, die Differenz zwischen dem öffentlich Bekanntem und den im Hintergrund wirkenden Einflüssen, die Anwendung wohl etablierter Perspektiven aus anderen Teilbereichen der Soziologie, wie Dunkelfeldforschung, korrekte Ziehung von Stichproben, ganz zu schweigen von Triangulation, Netzwerkanalyse oder anderen Finessen – all das hat bislang nicht Eingang in GS gefunden.

Zwei Bemerkungen müssen hier eingeschoben werden: Zum einen fällt es mir selbst schwer, zu glauben, dass irgendwann irgendjemand an Büchern über die Geschichte der Soziologie Interesse zeigen wird, die „Die Volksmassen in der Geschichte“, „Maschinenstürmer“, „Von feinen und von kleinen Leuten“ oder schlicht „Wir Untertanen“ überschrieben sind – um einige mehr oder weniger bekannte und einflussreiche Titel der neueren Alltagsgeschichte zu zitieren. Woher kommt es, dass die unteren Schichten, die Masse aller Wissenschaftler, keine Neugier auf sich ziehen? Liegt das bloß daran, dass die Wissenschaftsgeschichte ihren Nachbardisziplinen ein wenig hinterher hinkt und sich die sozialgeschichtliche Perspektive als Leitparadigma hier erst noch durchsetzen muss, oder liegt es daran, dass die Konsumenten von wissenschaftlicher Literatur derartige Produkte schlicht fad finden? Zweiteres ist sehr unwahrscheinlich, tauchen doch „einfache“ Wissenschaftler in Romanen und Filmen – meist ironisch porträtiert – durchaus auf.¹³

Die zweite Bemerkung liefert vielleicht nebenher auch eine partielle Erklärung für die Vorliebe der Wissenschaftshistoriker für „altmodische“ Perspektiven. Die Mitglieder jener Teildisziplin, die prädestiniert wäre, die GS soziologischer zu machen, die Wissenschaftssoziologen, zeigen bislang kaum Interesse an ihrer eigenen Disziplin und deren Geschichte. Sie studieren lieber die Naturwissenschaften, die avanciertesten Teile der gegenwärtig hoch angesehenen und massiv geförderten Disziplinen, und ich vermute diese Wahl hat auch etwas mit Bezugsgruppen und deren Prestige zu tun. Simpel gesprochen, kann ein Soziologe, der sich, sagen wir, mit Detektoren zur Messung von Gravitationswellen aus dem Kosmos beschäftigt, mit zwei Publika rechnen: die Physiker, die neugierig sein könnten, was ein Außenstehender über sie herausgefunden hat, und die Soziologen, die sich von einem der ihren gern erklären lassen, wie es in den harten Wissenschaften zugeht (denen seit einiger Zeit versichert wird, dass „die“ auch nur Stammesbräuchen folgten, womit das Bedürfnis der Soziologen, die über harte Wissenschaften etwas Neues erfahren möchten, jedoch schwer enttäuscht wird, während jene, die den disziplinären Minderwertigkeitskomplex bekämpfen, aufatmen). Würden Wissenschaftssoziologen über die Soziologie, also über sich selbst, forschen, würden wohl viele ihrer pompösen Behauptungen, die sie über die Naturwissenschaftler gemacht haben und die ihre soziologischen Kollegen beeindruckten, sich als recht banal herausstellen. Die Wahl der Bezugsgruppe, für die man forscht bzw. an der man seine Forschungsstandards entwickelt, könnte auch die Inexistenz einer Wissenschaftsgeschichte der kleinen Leute erklären. Aus der Vergangenheit der Wissenschaften interessieren uns Heutige wegen der selbstverständlichen Vorherrschaft eines präsentistischen Modells die anschlussfähigen Texte und Autoren, die Heroen der Vergangenheit, nicht deren Sklaven, Hintersassen und Gehilfen, wohl aber neuerdings ihre Ehefrauen!

Wenn wir jene soziologischen Texte hier unberücksichtigt lassen, die das Vergangene als Steinbruch nehmen, aus dem sie sich mühelos Anregungen für die Lösung gegenwärtig für wichtig gehaltener Rätsel herausbrechen können, dann lassen sich ein paar systematische Gründe nennen, die vielleicht erklären können, warum ausdrücklich disziplinhistorisch gemeinte Arbeiten den erwähnten Mangel aufweisen – die selbstverständliche, selten jemandem auffallende Ignorierung des methodischen Werkzeugkastens der Soziologie.

Motivational spielt sowohl auf Seiten der Verfasser wie der Leser die präsentistische Erwartung eine entscheidende Rolle. Da wegen der Nützlichkeitsfixierung nur das zählt, was die Gegenwart beflügelt und die Zukunft gestalten kann, können Rückblicke selektiv sein. Da es nicht darum geht, bestimmte Episoden in der Vergangenheit zu erklären, kann man vieles ausblenden und wird daher gar nicht darauf aufmerksam, dass man relevante

Faktoren ignoriert hat. Für die meisten Zusammenhänge genügen GS den Bedürfnissen des soziologischen Publikums vollkommen. Runde Jubiläen und nationalkulturelle Selbstvergewisserungen, die ja meist in stillschweigender Kontrastierung zu Entwicklungen in anderen Ländern verfasst werden, sind nicht jene Anlässe, bei denen komplexe Bilder der Vergangenheit hohe Wertschätzung genießen.

Die notorische Textfixierung der Soziologen trägt das ihre dazu bei, dass routinemäßig der Kontext ausgeblendet wird. Der Primat des Geschriebenen (jemand erlangt Reputation vor allem durch das, was er zu Papier gebracht hat) und die Prämierung des Gedruckten (sofern das Geschriebene auch im einzig gängigen Medium zugänglich gemacht wurde) lenken – in Verbindung mit der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (alle bisherigen Beiträge der Soziologen sind, gemäß der Steinbruchannahme, potentiell gleich wichtig) – die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf die Auslegung des gemeinten oder stipulierbaren Sinns. Bei der Beurteilung der Bedeutung eines Soziologen der Vergangenheit spielen die Bedingungen, unter denen sein Beitrag zustande kam, fast nie eine Rolle. Deshalb wird den Faktoren, die möglicherweise seine Propositionen geformt haben, wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Prämie auf Texte zeitigt in der Soziologie eine weitere Konsequenz, die ihr Selbstverständnis und ihre Selbstwahrnehmung tangiert. Kaum jemand würde widersprechen wollen, wenn man die Soziologie als empirische Disziplin bezeichnet, die im Laufe ihrer Geschichte ihre Erkenntnisinstrumente erst entwickeln musste, diese dann verfeinerte und neue hinzufügte. In gängigen GS wird der Methodenentwicklung noch weniger Aufmerksamkeit gewidmet als den Ergebnissen empirischer Studien, die wenigsten gelegentlich Erwähnung finden. Die Prämie auf Text, abstrakten noch dazu, schiebt sowohl die Geschichte der Methoden wie die der empirischen Befunde mehr oder weniger ins Abseits. Lazarsfelds Versuch, die Erforschung der Geschichte der empirischen Sozialforschung zu einem eigenständigen Forschungsfeld zu machen, brachte zwar eine Reihe auch heute noch lesenswerter Beiträge hervor, fand aber keine Fortsetzung. (Lazarsfeld und Boudon 1993, Boudon, Cherkaoui, Alexander 1997)

Weil die Konsumenten von GS das Auslangen damit finden, gelegentlich einem historischen Festvortrag – oder dessen gedrucktem Pendant – zu folgen und die vergangenen Texte zur Verfügung zu haben, wenn es sie danach verlangt, Anregungen zu bekommen, schaffen sie auch kein Klima, das Anreize zu einer vertiefenden Analyse der Vergangenheit böte. Weil die GS in einer nicht institutionalisierten Umgebung verfasst werden, weil es keine oder nur wenig Kontinuität der Beschäftigung mit diesem Feld soziologischer Forschung gibt, weil die Population der nicht-existenten Teildisziplin zu klein ist, um

jenen kritischen Wert zu erreichen, der für produktive Diskussionszusammenhänge nötig ist, aus all diesen Gründen haben sich bisher GS nicht zu einer SGS weiterentwickelt.

Neben den eben genannten Faktoren gibt es auch welche, die in der Natur der Sache liegen und die es nicht einfacher machen, zu einer SGS zu kommen. Diese ganz unabhängig von der Sozialgestalt derjenigen, die sich um SGS bemühen oder GS konsumieren, existenten Faktoren lassen sich unter den Begriff der Diskontinuität in der Soziologie zusammenfassen.

Am Anfang der Soziologie stand ein ausdrückliches Verständnis der Wissenschaftsentwicklung, das dem positivistischen Geist der Zeit Ausdruck verlieh und in Comtes Dreistadiengesetz paradigmatisch Gestalt annahm. Aus den dunklen Untiefen der Vorgeschichte wächst die zur Klarheit der Erkenntnis fähige und die geistige Herrschaft legitimerweise beanspruchende Soziologie hervor. Alle späteren Soziologen blieben in einer Hinsicht Comteianer (nicht weil sie ihm ihren Namen zu verdanken haben): Sie fühlten sich den anderen (Sozial-)Wissenschaften überlegen; die Nachbarn sollten von ihnen lernen, Geschichtswissenschaft, Philosophie, Nationalökonomie etc. sollten bei der Soziologie Anleihen zeichnen. Zu diesem Superioritätsgefühl gesellte sich der Induktivismus in Form eines Positivismus, der meinte, das fleißige Sammeln von Daten würde die Qualität der Wissenschaft erhöhen. Auch dieses Motiv erwies sich als langlebig, gelten doch noch heute die viele Fälle umfassenden Studien a priori und nicht aus Gründen der Stichprobentheorie als besser. Das dritte in der Soziologie langlebige Motiv ist ihr Versprechen und der Glaube ihrer Mitglieder daran, dereinst jene Gesetze formulieren zu können, die die soziale Welt im innersten zusammenhalten.

Diese Grundmotive gingen im Verlauf der Geschichte der Soziologie nicht verloren, sie verformten sich, wurden kritisiert, verteidigt und modifiziert, aber nie verabschiedet. Die dabei zutage tretenden Diskontinuitäten wurden als Nebeneffekte des Erkenntnisfortschritts normalisiert und mussten deswegen nicht unter Heranziehung soziologischer Erkenntnisinstrumente analysiert werden. Die Prämie erhielt die internalistische Betrachtungsweise – Theorien überwinden einander – und die soziale Strukturen, innerhalb derer die Theoretiker ihre Gedanken entwickelten oder eben daran gehindert wurden, konnten ignoriert werden.

In den letzten drei Jahrzehnten verblichen die Grundmotive, ohne dass das besonders wahrgenommen worden wäre. Das Superioritätsgefühl verschenkten die Soziologen in dem Moment, in dem sie der Kulturanthropologie, den Cultural Studies, der Linguistik oder der Spieltheorie Vorbildcharakter attestierten und von diesen Nachbardisziplinen lernen wollten. Die eichhörnchengleiche Geduld beim Zusammentragen und Aufhäufen von Daten kennzeich-

net nur noch eine Teilpopulation der Soziologen, die Fliegenbeinzähler¹⁴, und die Suche nach gehaltvollen soziologischen Gesetzen scheinen mittlerweile selbst jene verabschiedet zu haben, die noch kürzlich die nomothetische Sozialwissenschaft gegen Angriffe der Humanisten verteidigt haben. (Hedström and Swedberg 1998; dagegen ungebrochen: Bunge 1998)

Ein Bewusstsein von Diskontinuitäten resultierte aus der Rezeption einer anderen Quelle. Die wissenschaftshistorische These von Thomas S. Kuhn (Kuhn 1967) nährte in den Sozialwissenschaften allerdings weniger ein differenziertes Bewusstsein historischer Brüche, sondern diente seinen Adepten vor allem dazu, einem wenig durchdachten Relativismus zu huldigen. Eine detaillierte Analyse der Konsequenzen dieses Adoptionsvorgangs fehlt. Im Zentrum einer erklärenden Rekonstruktion müsste dabei die unter Rückgriff auf Kuhns Terminologie erfolgte Legitimierung der Underdog-Position der weichen Wissenschaften stehen, weil nur aus dieser motivationalen Lagerung heraus, die Begeisterung für den relativistischen Subtext Kuhns verständlich wird (die inflationäre Ausrufung von Paradigmen fällt dagegen in das Ressort der Analyse soziologischer Moden und ist weniger schwierig).

Die Geschichte der Soziologie der letzten hundertdreißig Jahre ist von einer Vielzahl von realen Brüchen gekennzeichnet, die als solche und komparativ jedoch nie der Analyse für wert befunden wurden, ja sie wurden zumeist nicht einmal als Diskontinuitäten wahrgenommen. Das Ende des Einflusses darwinischer Motive auf die Soziologie wurde deren intellektueller Überwindung zugeschrieben. Das Ende der Durkheim-Schule, einer der wenigen prominent behandelten Brüche der Disziplingeschichte, wurde mit dem Tod ihres Begründers plausibilisiert. Den Niedergang der deutschen, heute gern als historische Soziologie bezeichneten Denkrichtung hat zuerst ein Historiker in einen Konnex mit nationalstaatlichen und sozialstrukturellen Faktoren gerückt. (Ringer 1983) In gleicher Weise wurden und werden Niedergang und Wiederentdeckung anderer Soziologien (Weber, Simmel, Chicagoer Schule, Parsons etc.) zumeist als Resultat der differenziellen Zugänglichkeit und Attraktivität von Texten gedeutet.

Um zu einer SGS zu kommen, bedarf es als Erstes eines Abschieds von der stillschweigenden Kontinuitätsannahme, auch jener der nahezu beliebigen Möglichkeit, an welchen Autor der Vergangenheit man auch immer will anschließen zu können. Die Wahl der in bestimmten Etappen für „anschlussfähig“ gehaltenen Autoren wäre dagegen zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Sobald man der Diskontinuität zu Ansehen verholfen hat, stellen sich, wenn man denn nur gewillt wäre, soziologische Erkenntnisinstrumente zu benutzen, alsbald eine Fülle von Instanzen ein, die man in vergleichender Perspektive zu untersuchen beginnen könnte. Eine notwendige Voraussetzung

sehe ich darin, dass man sich von der Einzelfallperspektive verabschieden sollte. Die meisten Studien zur Vergangenheit der Soziologie behandeln einen Autor, den der Verfasser des Sekundärwerks in aller Regel über die Umstände, Kollegen und Gegner siegen lässt, weil die Identifikation mit dem Objekt länger währender Beschäftigung immer noch häufiger ist als die Abscheu, die ein ebenso unangebrachtes Hintergrundmotiv für das Schreiben von Sekundärtexten ist. Im krassen Gegensatz zu den Routinen der Normalsoziologie, wo selten Einzelne gewürdigt werden, blüht und gedeiht in den GS die Idolisierung ungebrochen.

Ein einfacher Wechsel des Objekts der Untersuchung könnte helfen, diesen Mangel zu vermeiden. Wenn man statt großer Männer bemerkenswerte Mikro-Umwelten als Analyseeinheiten wählt, gewinnt man dreierlei: Die zu bearbeitende Einheit – ein Department, eine Stadt, ein Forschungsinstitut, ein invisible college – ist noch so übersehbar, dass der Einzelforscher (Disziplingeschichte ist fast überall little science) nicht zu verzweifeln braucht. Die Schwierigkeit historischer Studien kann vielleicht folgendes Beispiel illustrieren: Wollte man ein gehaltvolles historische Pendant zu Lazarsfelds Mitte der 50er Jahre durchgeführten Umfrage unter US-Sozialwissenschaftlern über die Auswirkungen der McCarthy-Atmosphäre (Lazarsfeld und Thielens 1977) erarbeiten, wäre man wegen der seither verflossenen Zeit genötigt, all die Informationen aus Archiven, Nachlässen etc. zusammenzutragen, die Lazarsfeld und seine Mitarbeiter mittels direkter Befragung relativ einfach erfassen konnten. Kein Einzelforscher könnte damit zu Rande kommen. Allein schon um das Religionsbekenntnis von 3000 Collegelehrern festzustellen, müsste man Wochen investieren. Dieser sehr praktische Grund spricht für die Wahl einer Populationsgröße, die bewältigbar ist; soziale Einheiten wie ein Department weisen ausreichend viele Personen auf, sodass der im Zuge seiner Forschung zum Historiker mutierende Soziologe (in aller Regel haben ja „Historiker“ irgendeiner wissenschaftlichen Disziplin am Beginn ihres Abenteuers keine Ahnung von den Arbeitsroutinen der Historiker) den Idiosynkrasien seiner Forschungsobjekte nicht folgen wird müssen und den Fehler vermeiden kann, seinem Idol zu erliegen.¹⁵

Soziologie beruht – viel mehr als bei den Geisteswissenschaften, aber deutlich weniger als in den Naturwissenschaften – auf Teamarbeit. Departments könnten ein für Forschung gewählter strategischer Ort sein, an dem rivalisierende Teams am Werk waren; Forschungszentren wären Orte, an denen vermutlich nur ein Modell gültig ist. Sobald man Kollektive betrachtet, kommen einem bestimmte Faktoren des Gruppenlebens nahezu von selbst zu Bewusstsein, während wir, wenn wir einsam ein Werk eines großen der Vergangenheit studieren, gar nicht daran denken, dass der historische Autor vielleicht nicht

so einsam war wie sein heutiger Leser. Mit Blick auf Gruppen von Soziologen stellt sich sofort die Frage nach ihrer Schichtung, wird das Problem ihrer Subsistenzquellen virulent, werden die Rivalität um die Anerkennung durch andere thematisch.

Diese wenigen Hinweise darauf, wie eine SGS aussehen könnte, ersetzen sie nicht. Wenn es sie denn einmal geben wird, könnte sie – als Beitrag zur Selbstreflexion – auch jene Soziologen erreichen, die an überkommenen Theorien, alten Männern und vorgestrigen Forschungsergebnissen wenig Interesse haben. Da dieser fraglichen Nutzenerwartung wegen niemand dazu gebracht werden wird, sich der SGS zu widmen, sei als incentive auf jene doppelte Entdeckerfreude hingewiesen, die nur SGS-ler erzielen können: Wer über die skizzierte sozialstrukturelle Erfassung von soziologischen Forschungsgruppen hinaus auch noch die soziologischen Erkenntnisse solcher Gruppen untersucht, kann zwei Mal heureka rufen: Einmal wenn er in den Archiven das entdeckt, wonach er gesucht hat, und dann noch einmal im Nachvollzug der früher gemachten Entdeckungen.

Anmerkungen

- 1 Als Beispiel für die dabei bemühten Argumente s. Bonß 1994.
- 2 Es ist wohl für sich ein Resultat des Mitläufertums, wenn beim Versuch, Fortschritte der Sozialwissenschaften zu identifizieren, auch Beiträge von Autoren angeführt wurden, denen man nicht absprechen wird können, originär Schaden verursacht zu haben: Mao, Lenin (Deutsch, Markovits, Platt 1986).
- 3 Da es sich bei dieser Behauptung um eine Hypothese handelt, lade ich die Leser ein, mir Fälle von Schaden von Soziologenhand zu nennen. Um den Rücklauf zu fördern, setze ich eine Preis von 10 Euro für jeden geprüften Schaden aus. Ich werde nach Vorliegen von Schadensmeldungen meine Hypothese revidieren.
- 4 Ich folge hier der in der Geschichtswissenschaft üblichen Unterscheidung zwischen Geschichte als Geschehen und Geschichte als Erforschung dieses Geschehens nur insofern als mit dem Ausdruck „Geschichte(n) der Soziologie“ abgeschlossene Darstellungen der Vergangenheit bezeichnet werden, die zu einem Modell der Disziplinentwicklung verallgemeinert werden können. GS bezeichnet also nicht den offenen Prozess der Erforschung des Vergangenen, der wie Schumpeter in der Einleitung zu seiner großen Geschichte der ökonomischen Analyse schreibt, aus drei Gründen lehrreich sein kann: Wegen der pädagogischen Vorteile (man könne Studenten zeigen, dass Wissenschaften nicht „simple progressive discovery of an objective reality“, sondern „an incessant struggle with creations of our own and our predecessors' minds“ sind), wegen der neuen Ideen, die man aus ihnen gewinnen könne, und als höchstes, was man über die Geschichte irgendeiner Wissenschaft sagen könne, wegen der Einsichten in das Arbeiten des menschlichen Geistes, der verschlungenere Wege gehe, als die logische Rekonstruktion nahe legen würde. (Schumpeter 1986)

- 5 Zu nennen wären Adolf Menzel und Pitirim Sorokin, deren gegenwartsbezogene Überblicke lange Ausführungen über die Vorgeschichte enthalten: Menzel 1938, Sorokin 1931.
- 6 Dieser Satz ist eine für GS typische Formulierung: Aus dem Umstand des Vorliegens einer Publikation zu einem bestimmten Zeitpunkt wird gefolgert, alle späteren Soziologen hätten diese Veröffentlichung gelesen und wenn man in späteren Etappen der Soziologiegeschichte ähnliche Gedanken wie in diesem frühen Werk findet, schreibt man sie dem Einfluss des frühen Autors zu, ohne je zu prüfen, wie die Werke dieses früheren Autors späteren bekannt wurden oder unbekannt blieben. Das hier Angedeutete ist eine der von Merton ausführlich behandelten Fragen, in: Merton 1981b.
- 7 So heißt es bei Gumpłowicz: „Diese Bahn der Erkenntnis [i. e. die ganze ‚Gesellschaft‘ ins Auge zu fassen] eröffnet und betreten zu haben, ist das Verdienst der Soziologie des 19. Jahrhunderts. Nun erst beginnt an der Schwelle des 20. Jahrhunderts der Ausbau der neuen Wissenschaft.“ (Gumpłowicz 1926a, 561).
- 8 Kuklick weist darauf hin, dass zwischen 1945 und 1960 US-Lehrbücher der Soziologie keine Abschnitte über deren Geschichte enthielten. (Kuklick 1979) Neuerdings verstärkt sich allerdings die Debatte über die Rolle der Geschichte der Soziologie, vgl. Turner 1998, Sica 1998 u. a.
- 9 Die Zeitschrift „[The Journal of the] History of Sociology“ erschien nur zwischen 1978 und 1983 (Sica 1998). Beispiele für die Einbettung und Unterrepräsentation der Soziologie in breiter definierte Disziplin-konstellationen sind „Journal for the History of the Behavioral Sciences“ (1965–) und „History of Human Sciences“ (1988–).
- 10 Auffallend ist, dass Bemühungen in der American Sociological Association eine Sektion für Geschichte der Soziologie zu etablieren seit Jahren daran scheitern, dass die Zahl der nötigen Unterstützungserklärungen nicht zustande kommt. In den deutschsprachigen Soziologengesellschaften spielen – sofern vorhanden – Sektionen für Geschichte der Soziologie eine marginale, wenn auch manchmal rührige Rolle.
- 11 „Cheiron. The International Society for the History of Behavioral and Social Sciences“ und die „European Society for the History of the Human Sciences“ sind multidisziplinär orientiert, nur das das Research Committee History of Sociology der ISA ist ausschließlich der Soziologiegeschichte gewidmet.
- 12 In der Psychologie gibt es dagegen zumindest an einer US-Universität eine graduate Ausbildung in Geschichte der Psychologie.
- 13 Das ältere Klischee des weltfremden Wissenschaftlers wurde seit einigen Jahren ersetzt durch den Charakter der karrieregeilen und über Leichen steigenden, am materiellen Erfolg Interessierten – und das dürfte nicht nur damit zu tun haben, dass die Mehrzahl der Filme Krimis sind. Eine Studie über den Wandel der Darstellung von Wissenschaftlern in populären Medien ist m. W. noch nicht geschrieben worden.
- 14 Ironischerweise bewirbt Duncker & Humblot eine Arbeit über René König unter anderem mit dem Hinweis darauf, dass König „der Papst der soziologischen Fliegenbeinzähler“ gewesen sei; ob es sich hier um einen geschickten Versuch der Stigmaübernahme handelt, wird man erst sehen.
- 15 Vgl. als ein Beispiel für eine soziologiehistorische Analyse, die den Vergleich von Departments unternimmt: Camic 1996.

Literatur

- Bonß, Wolfgang (1994) „Die Soziologie in der Gesellschaft – Verwendung und Relevanz soziologischer Argumentationen“, in: Christoph Görg, Hrsg., *Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 88–106.
- Boudon, Raymond, Mohamed Cherkaoui, Jeffrey Alexander (1997) *The Classical Tradition in Sociology: The European Tradition*, Thousand Oaks, CA: Sage.
- Bunge, Mario A. (1998) *Social Science Under Debate: A Philosophical Perspective*, Toronto: University of Toronto Press.
- Camic, Charles (1996) „Three Departments in Search of a Discipline: Localism and Interdisciplinary Interaction in American Sociology, 1890–1940“, *Social Research* 62(4): 1003–33.
- Deutsch, Karl W., Andrei S. Markovits, John Platt, eds. (1986) *Advances in the Social Sciences, 1900–1980. What, Who, Where, How?* Lanham: University of America, Abt Books.
- Gumpłowicz, Ludwig (1926a) *Geschichte der Staatstheorien [1905]*. Mit einem Vorwort von Gottfried Salomon, Innsbruck: Wagner.
- (1926b) *Grundriß der Soziologie [1885]*. Mit einem Vorwort von Franz Oppenheimer. Innsbruck: Wagner.
- Hedström, Peter und Richard Swedberg (1998) „Social Mechanisms: An Introductory Essay“, in: dies., eds. *Social Mechanisms: An Analytical Approach to Social Theory*, Cambridge: Cambridge University Press, 1–31.
- Kuhn, Thomas S. (1967) *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen [1962]*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Kuklick, Henrika. (1979) „Sociology's Past and Future: Prescriptive Implications of Historical Self-Consciousness in the School of Social Sciences“, in: *Research in Sociology of Knowledge, Sciences and Art* 2: 73–85.
- Lazarsfeld, Paul F., und Wagner Thielens, jr. (1977) *The Academic Mind: Social Scientists in a Time of Crisis [1958]*, with a field report by David Riesman, New York: Arno Press.
- Lazarsfeld, Paul F. (1993) *On Social Research and Its Language*, Chicago: University of Chicago Press.
- Lepsius, M. Rainer (1998) „Vorstellungen von Soziologie“. In: Karl M. Bolte und Friedhelm Neidhardt, Hrsg., *Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*, Baden-Baden: Nomos, 209–31.
- Menzel, Adolf (1938) *Grundriß der Soziologie*, Baden: Rohrer.
- Merton, Robert K. (1967) *On Theoretical Sociology: Five Essays, Old and New*, New York: Free Press.
- (1981) „Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie“, in: Wolf Lepenies Hg., *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Dimension einer Disziplin*, Frankfurt: Suhrkamp, Bd. 1, 15–74.
- Ringer, Fritz K. (1983) *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933 [1969]*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schumpeter, Joseph A. (1986) *History of Economic Analysis [1954]*, edited from manuscript by Elizabeth B. Schumpeter, New York: Oxford University Press.
- Sica, Alan (1998) „The Dire Need for History: Amnesia and Sociology in the U. S.“, *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 24(2): 191–98.
- Sorokin, Pitirim (1931) *Soziologische Theorien im 19. und 20. Jahrhundert [1928]*. Deutsche Bearbeitung von Hans Kasspohl, München: Beck.
- Turner, Stephen (1998) „Who's Afraid of the History of Sociology?“, *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 24(1): 3–10.